andern auf den Schadel sausen zu lassen. Da traf ihn ein Schlag. Michael hatte zugeschlagen, mit seinem Stock traf er den Arm des Sohnes. Dann ging alles so schnell, daß die andern, die herumstanden, eigentlich nicht wußten, wie es geschehen war. Der so laut geschimpft hatte, verkroch sich unter den Gästen, Heinrich griff nach dem getroffenen Arm und erkannte aufschauend den Vater. Michael sprach nichts, aber er wußte, daß ihm wieder ein Sohn geschenkt war. Wie es zugehen konnte, daß sein alter Eichenknüppel dabei eine Rolle spielte, kam ihm nicht wieder in den Sinn.

*

Auch als sie später fuhren und die Stadt sich immer weiter entfernte, blieben sie stumm. Während Michael dasaß, schwer, ernst, aber von einem warmen Glücksgefühl durchströmt, sah Heinrich Rode immer wieder aus dem Fenster des Zuges und erblickte Stück um Stück die wiedergefundene Heimat, die Wiesen und die Tiere, die auf ihnen weideten, das Dorf und den Hof, der nun einmal ihm gehören würde.

Aus Messing mach' ich Fingerhüt'

Von Etta Bath-Larsson

Meister Benschoten liebte seine schöne Braut sehr. Aber wenn er beim Küssen ihrer weißen Hände die rauhe Spitze des rechten Mittelfingers berührte, dann sagte er wohl zärtlich-vorwurfsvoll: „Du hast wieder zuviel gestickt, Liebste!" Denn noch die kunstvollsten, die feinsten und zartesten Stickereien schienen dem Goldschmied zu teuer erkauft mit einer zerstochenen Fingerspitze seiner schönen Geliebten.

Aber die spätere Frau Benschoten ließ das Sticken nicht. So war es an Herrn Benschoten, die zärtlich geliebte Hand zu schützen. Was tat er? Er ging in seine Werkstatt und formte einen Fingerhut. Nicht den ersten etwa, der Gedanke war keineswegs neu, denn man schrieb bereits das Jahr 1685. Aber was der Amsterdamer Goldschmied eigens erfand, war der künstlerische Schmuck, der hier zum erstenmal einen Fingerhut zierte, der wirklich als Gebrauchs- und nicht nur als Schmuckgegenstand dienen sollte.

*

Wie war das doch vorher gewesen, — Fingerhüte als Schmuck? Nun, ursprünglich natürlich nicht. Doch wo ist hier der Ursprung überhaupt? Untergegangen die Spur im Nebel längst entschwundener Zeiten. Wir wissen nicht, ob die üppigen Babylonierinnen, die Assyrerinnen mit den dunkelgefärbten Lidern, ob die schmalen Sklavinnen der ägyptischen Kleopatra die herrlichen Stickereien ihrer Zeiten mit oder ohne Fingerhut fertigten. Wir wissen nur, daß sie neben Knochennadeln bereits mit Nadeln aus schmiedbarem Metall in Kreuzstich und Plattstich arbeiteten, aber über ihren Fingerspitzen, ob zerstochen oder nicht, liegt das Dunkel der Jahrtausende.

Erst aus der Zeit der Spät-Antike stammen die ersten Funde von Fingerhüten, die aus Bronze und Eisen und zum Teil aus Elfenbein und Knochen bestanden und immerhin den Schluß zulassen, daß die Römerinnen jener Zeit beim so beliebten acu pingere, „mit der Nadel malen", den gefährdeten rechten Mittelfinger bereits wohl zu schützen wußten.

Aber von ihnen bis zu Frau Benschoten ist noch ein weiter Sprung. „Dazwischen" liegt die heilige und gelehrte Hildegard von Bingen, die bereits im zwölften Jahrhundert bei dem frühen Versuch einer Weltsprache auch das Wort „dingerhuth" unter dem rätselhaften Namen „ziriskranz" in ihren Wortschatz aufführte. Nach ihr kam im vierzehnten Jahrhundert jene Frau Raubritter von der Burg Tannenberg an der Bergstraße, die nach dem Maß ihres dort ausgegrabenen Fingerhutes eine tüchtige Hand gehabt haben muß.

*

Und es kam die Nürnberger Zeit und mit ihr die Blüte der Zünfte. Hans Sachs' Evchen und Zeitgenossinnen waren so emsig mit der Nadel an der reichlichen Aussteuer beschäftigt, daß das Handwerk der Fingerhüter, anfänglich noch dem der Rotschmiede zugeteilt, allmählich zum selbständigen Gewerbe wurde, dessen Vertretern Hans Sachs selbst folgendes Verslein in den Mund legte:

„Aus Messing mach' ich Fingerhüt'
Blechweiß, werden im Feuer glüt.
Dann in das Eisen blank getrieben,
Darnach Löchlein darein getrieben,
Gar mancherlei Art, eng und weit,
Für Schuster und Schneider bereit,
Für Seidensticker und Näterin.
Des Handwerks ich ein Meister bin."

Aber auch als Zunftzeichen, in groß, wurde der Fingerhut angefertigt, und einmal sogar als prächtiger Pokal aus getriebenem Silber und innen vergoldet, der im heiteren Kreise der Nürnberger Schneiderinnen mit köstlichem Wein gefüllt oftmals umgegangen sein mag. Was wird nun in Anbetracht dessen aus dem sprichwörtlichen Spott über jenes bezechte Schneiderlein, das gerade nur einen Fingerhut voll getrunken haben soll?

Aber der Fingerhut, wenn auch männlichen Geschlechts, bleibt vorwiegend doch eine weibliche Angelegenheit. Und die immer gleich aktuelle Frage: was schenke ich der geliebten Frau? ließ die reiche und vornehme Männerwelt jener Zeit schließlich auch auf dieses Nähutensil verfallen. Natürlich konnte es jetzt nicht kostbar genug werden. So machten sich die Goldschmiede an die Arbeit und stellten aus edlem Metall mit künstlerischem Schmuck geziert kleine Luxusartikel her, die als symbolische Geschenke und reine Schmuckgegenstände hoch gewertet wurden. Erst die Amsterdamerin, Frau Benschoten, führte vor genau zweihundertfünfzig Jahren die Mode ein, auch dieses luxuriöse Angebinde als Gebrauchsutensil zu benutzen, und eröffnete damit den Triumphzug des kostbaren Fingerhutes in die Gemächer der vornehmen Frauenwelt.

Goldener, blitzender Fingerhut, mit Edelsteinen reich geschmückt, wie gut paßt er zu den bunten und goldenen Seidenfäden, unter denen die gepflegte Hand genießerisch-spielerisch wühlt und doch durch empfindsamen Sinn das Richtige wählt, um es in traumhaft-schönen Gebilden auf den Untergrund kostbarer Stoffe zu zaubern. Und ich denke an die sanften Frauen, die, von innerem Glanz durchglüht, mit frommem Sinn die prunkvollen Altardecken und liturgischen Gewänder schufen. Und ich denke an jene sprühenden Geschöpfe des Rokoko, von denen es heißt, daß sie die schweren Goldstickereien auf den Samtröcken der jungen Hofkavaliere fertigten. Wie mag der Fingerhut an ihrer Hand mit dem Feuer ihrer Augen um die Wette geblitzt haben, wenn er half, die zarten Fäden zu ziehen!

Aber wie alle Schönheit, so verging auch die des Fingerhuts. Das heißt, es kamen die Maschinen, und die fabrikmäßige Herstellung überwog. Heute zeugt eigentlich nur noch eine Sammlung in Frankfurter Privatbesitz, die zugleich die bedeutendste der Welt ist, von vergangener Pracht. Was in den letzten Jahrzehnten der Vorkriegszeit benutzt wurde, waren zumeist hübsche Fingerhüte aus Silber und Gold, durch die fortschreitende Entwicklung der maschinellen Technik fast immer geschmackvoll hergestellt und zu leicht erschwinglicher Preisen. Die hausfraulichen Tugenden unserer Großmütter und Mütter machten den Fingerhut zu einem ausgesprochenen Konsumartikel. Das Nähecken der Hausfrau war vielfach das gemütlichste Plätzchen im ganzen Haus, und in dem mit großer Liebe gepflegten Nähtisch befanden sich fast immer mehrere Fingerhüte zugleich: der schöne goldene, ein Geschenk des Vaters, den silbernen mit antikem Dekor hatte Onkel Paul einmal mitgebracht, dieser und jener waren kleine Gaben anderer Familienmitglieder, und hin und wieder hatte man sich auch wohl selbst mal solch ein nettes Ding erstanden. Aber ein wirkliches Fingerhut-Ereignis von Bedeutung gab es in letzter Zeit eigentlich nur noch einmal. Das war um die Jahrhundertwende, als die Republik Frankreich der Königin von Holland einen Fingerhut mit Figuren geschmückt zum Hochzeitsgeschenk machte.

Sonst ist es recht still um den Fingerhut geworden, je lauter die Zeit wurde. Die Frauen hasten durch Berufs- und Privatleben. Kleider und Wäsche werden fertig gekauft oder auf Bestellung außer dem Hause angefertigt, und wo die Frau schon mal selber zum Nähzeug greift, stets natürlich in Eile und so neben den anderen Dingen her, die ihr wichtiger geworden sind, da tut es der Fingerhut aus Blech oder Horn auch, meint sie. Die Frau von heute, die sonst soviel auf ihr Aeußeres gibt, begnügt sich hier mit dem billigen Massenartikel.

Und wie hübsch waren die Fingerhüte unserer Mütter! Wie hübsch mag es gewesen sein, sie zu verschenken und zum Geschenk zu erhalten, — ja, damals, als die Frauen noch Zeit hatten.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 100 | 18. Dezember 1935 | 9. Jahrgang

Der Jungbauer vom Heidehof

Roman von Otfried von Hanstein. Urheb.-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bz. Dresden)

(15. Fortsetzung)

„Das war schon meines Vaters Lieblingsgedanke, das Ödland fruchtbar zu machen."

„Wird jetzt alles werden. Deutschland kann es sich nicht leisten, daß noch jetzt über dreieinhalb Millionen Hektar unseres Vaterlandes als vermoortes Land ungenützt daliegen, auf denen blühende Bauernhöfe gedeihen könnten. Das wird jetzt anders, und wenn alle wohlhabenden Erbhofbauern so eingreifen würden wie Sie — übrigens, Herr Untermann, was ist denn das für eine ‚Gesellschaft zur Erschließung neuen Siedlungslandes Untermann & Co.', von der ich Inserate in der Zeitung gelesen habe?"

Dietrich bekam ein finsteres Gesicht.

„Schwindel ist's! Gottverdammter Schwindel!"

„Und Ihr Name?"

„Kann ich dem Wenzel Untermann verbieten, daß er sich so nennt, wie er heißt? Der weiß schon, warum er den Vornamen weglässt. Kommen Sie bitte mal mit."

Er führte den Ingenieur ein Stück auf das Venn hinauf.

„Sehen Sie, da ist meine Grenze. Was dahinter liegt, sind ebenfalls zweihundertfünfzig Morgen, die gehören meinem Bruder. Deibel auch, ist nicht leicht, so was zu sagen! Schämen muß ich mich, daß der mein Bruder ist. Besser, Sie hören es von mir, als von Fremden. Hat gehofft, mir den Erbhof abzuluchsen. Ist ihm nicht geglückt; jetzt will er da drüben Gold machen. Hat 'ne Gesellschaft gegründet, mit so 'nem Halunken, so 'nem Gauner von Viehhändler zusammen. Da, da hinten — da haben sie so eine Art von Haus aus eingerammten Stämmen, Flechtwerk und Lehmdreck zusammen gekleistert. Das ist das Büro, bis der Deibel es mal in den Morast stippt. Und daneben, da sind die Arbeiterbaracken. Da verkaufen sie Moorparzellen, und wer sie kauft, der sitzt in der Patsche. Ne, wenn dat so leicht wäre —"

„Kauft denn jemand?"

„Weiß nicht. Kümmere mich nicht drum. Will auch nichts wissen. Irgendwer arbeitet drüben. Die Regierung wird ja wohl eingreifen, wenn es zu toll wird."

Maria Schulten hatte in diesen Wochen eine seltsame Brautzeit verlebt. Seit jener unerwarteten Werbung, die über sie gekommen wie ein heißer Glücksstrom, war Benedikt noch nicht ein einziges Mal wieder in Osnabrück gewesen. An jedem Sonntag früh hielt sie einen langen Brief in ihren Händen, an jedem Sonntag beantwortete sie ihn.

Briefe, in denen ihr Benedikt fast tagebuchartig alles erzählte, was auf den Heidehof vorging. Er schrieb, wie er von Tag zu Tag heimischer werde, wie er es lernte, zu ackern und zu pflügen, von seinen Plänen in der Zukunft. Es waren gute, warme Briefe, so, wie sie ein Mann an den schreibt, mit dem er in inniger Freundschaft verbunden. Nur — nie ein Liebeswort, nie eine Zärtlichkeit. Oft ein Anfang, der wohl so ausklingen sollte und dann wieder abbrach.

Nur einen Liebesbrief, oder wenigstens etwas ähnliches, hatte sie erhalten. Der aber war nicht vom Benedikt, sondern den hatte der alte Dietrich Untermann geschrieben. „Bist doch eine vernünftige Deern, und ick sage Dir, der Benedikt hat Dich lieb, wenn der dat nich so sagen kann, dann — du weißt schon warum!"

So ungefähr hatte der Dietrich geschrieben, wieder als hätte er geahnt, was der Benedikt nun einmal nicht schreiben konnte.

Freilich, eine Brautzeit, so wie sie ein Mädel erhofft, war das nicht, und — die arme Maria lächelte etwas wehmütig. Was nützte es ihr, wenn der Alte zärtlich war? Sie suchte ja zu verstehen. Aber es war ihr doch oft so, als ob der Benedikt sie eben gar nicht so richtig liebte, es vielleicht überhaupt nicht vermochte, und — ja — dann sollte sie eben nur die Bäuerin werden.

So kam es, daß Maria Schulten in ihrer Brautzeit eigentlich mehr Tränen vergoß als zuvor und — daß sie gerade in diesen Tränen so recht erkannte, wie lieb sie den Benedikt hatte und wie sie sich nach ein paar zärtlichen Worten sehnte.

Dann kam wieder ein Brief von dem Alten.

„Mein Döchting! Der Benedikt und ich, wir kommen am Sonnabend und holen Dich. Sonntag in acht Tagen ist Hochzeit. Gott segne Deinen Eingang! Dein Vater."

Und darunter stand — ganz flüchtig von Benedikt hingekritzelt, als habe er selbst einen Schreck vor seinen eigenen Worten — nichts als „Du Liebe!"

Maria hielt den Brief in den Händen. Wie das alles so merkwürdig war. Jetzt war es ihr, als solle sie sich einem ganz fremden Manne zu eigen geben, und doch hatte der Benedikt gerade an diesem Tage die ersten zärtlichen Worte geschrieben.

Oder hatte auch die ihm der Vater diktiert?

Als die gute Sanitätsrätin, die nie mit dieser Verlobung einverstanden gewesen, in das Zimmer trat, fand sie Maria in Tränen.

„Kind, was ist denn?"

„In zwei Wochen ist Hochzeit."

Das klang so verzweifelt, daß die Tante schon sehr ernsthaft reden wollte, da preßte Maria beide Arme um ihren Hals.

„Ich habe ihn ja so lieb! Wüßte ich doch, ob er mich auch lieb hat!"

Darauf aber wußte die gute Sanitätsrätin auch keine Antwort.

Achtes Kapitel.

Wenzel Untermann kramte mit etwas dickem Kopf, den er von der gestrigen Zecherei im Dorfkrug mit heimgebracht, unter seinen Papieren. Es hatte ziemlich lange gedauert, bis ihm das ganze Gespräch mit dem Bruder wieder aufdämmerte. Das war am Sonnabend gewesen, heute war Montag. An das, was inzwischen am Sonntag geschehen, demselben Sonntag, an dem Benedikts Aufgebot mit Maria Schulten zum ersten Male bekanntgegeben, davon war nichts mehr in Wenzels Hirnkasten, als ein Nachhall von Schimpfereien, von großen Reden, die er gehalten, — wem und wo wußte er wahrhaftig nicht mehr. Aber als er am Morgen die Augen aufmachte, lag ein Brief auf dem Tisch. Eine ganz kurze Benachrichtigung, daß Siegfried Salter, Viehhandel en gros, Lüneburg, am Montag seine Geschäftskundschaft in Gramsche besuche.

Der Hinweis hatte genügt, Wenzel einigermaßen nüchtern zu machen. Die fünftausend Mark! Ach so — ganz richtig —, die wollte der Schafskopf, der Dietrich, ja herausrücken, wenn er auf sein Anrecht an dem Moordreck verzichtete. Das konnte er haben!

Jetzt war Wenzel Untermann dabei, die notwendigen Papiere zusammenzusuchen. Er mußt so schnell wie möglich zum Notar und die Sache festlegen, ehe Dietrich sich das etwa nochmals überlegte. Am besten geschah das, ehe der Bruder etwas von den Schimpfreden, die Wenzel gestern gegen den Erbhofbauern und seinen Sohn losgelassen, erführe.

Während er alles, was er an Papieren besaß, mit den noch zittrigen Händen aus dem Kommodenkasten riß und auf dem Tisch zu ordnen begann, klopfte es an der Tür, und Siegfried Salter trat ein.

Er war ein untersetzter, geschmeidiger Mann.

Wenzel haßte ihn. Erstens schon, weil jeder leichtsinnige Schuldner seinen Gläubiger zu hassen pflegt, dann auch, weil er wohl wußte, daß er von den fünftausend, die er jetzt zahlen sollte, von dem „vorurteilslosen" Geschäftsmann in Wahrheit höchstens dreitausend erhalten hatte. Wenn nicht Dietrich am Sonnabend ihm die Summe versprochen hätte, würde er allerdings kleinmütiger dem Eintritt dieses Mannes, der ganz gewiß nicht lange fackelte, entgegengetreten sein, aber jetzt hatte er Oberwasser.

„Wie geht's, Herr Salter? Setzen Sie sich! Einen Schnaps?"

Aber Herr Salter schien wenig geneigt zu einem Plauderstündchen.

„Herr Untermann, Sie wissen wohl, weshalb ich komme."

„Habe diesmal leider kein Vieh zu verkaufen."

„Was wird mit den fünftausend Mark?"

„Wieso? Die sind doch erst in vierzehn Tagen fällig."

„Richtig, aber — ich meine nur, wenn es diesmal nicht pünktlich erledigt wird — ich wäre zu meinem tiefsten Bedauern genötigt —"

Wenn er jemanden endgültig den Strick um den Hals legte, pflegte der Viehhändler stets gewählt zu sprechen, und dabei sah er sich bereits mit einem Blick um, der den Wert des Häuschens, das er schon als das seine betrachtete, abtaxierte.

„Ich kann Ihnen, wenn Sie wollen, sogar schon vorher bezahlen."

„Ei, ei, das ist ja eine erfreuliche Nachricht, nur —"

„Was nur?"

Herr Salter hatte sich niedergesetzt.

„Der Erbhof ist Ihnen durch die Nase gegangen, das weiß ich."

„Vorläufig allerdings."

„Was heißt vorläufig?"

„Ich habe Protest eingelegt, ich habe dem Anerbengericht klargemacht, daß ein fortgejagter Professor nicht bauernfähig ist. Das sagen auch die anderen Bauern."

„Wenzel Untermann, wenn ich Sie wäre, ich will ja nicht raten, aber mit der Bauernfähigkeit —"

„Das lassen Sie gefälligst meine Sorge sein. Sie kriegen Ihr Geld, und damit —"

„Was brausen Sie auf bei einem Scherz? Aber — ich weiß, daß Sie kein Geld haben, ich weiß, daß Sie den Hof nicht kriegen. Schön, sagen wir vorläufig, und — ich bin ein vorsichtiger Mann. Ich darf mich wundern, woher Sie es haben."

„Von meinem Bruder, wenn Sie es wissen wollen."

„Gottes Wunder!"

„Weil er ein Schafskopf ist. Nicht geborgt! Nicht geschenkt!"

Nun machte es Wenzel Vergnügen, Dietrichs vermeintliche Torheit auszuposaunen.

„Sie wissen, daß ich mit meinem Bruder da draußen im Venn noch so an fünfhundert Morgen Moorland geerbt habe."

„Weiß ich nicht."

„Na also, dann wissen Sie es jetzt. Da will er mir meinen Teil abkaufen. Für fünftausend Mark. Heute gehe ich zum Notar."

Herr Salter war aufmerksam geworden.

„Verkaufen? Kann er ja gar nicht. Ein Erbhof —"

„Ne, der Moordreck, der gehört nicht zum Hof, den haben wir von 'nem Bruder meines Vaters zusammen geerbt, der verrückt war —"

„Haben Sie einen Plan von der Gegend?"

„Da ist die Vermächtnisakte, da ist einer drin."

Salter las aufmerksam das Papier.

„Was sagen Sie? Fünftausend Mark für zweihundertfünfzig Morgen? Und da reden Sie immer, der Salter sei ein Halsabschneider? Den ganzen Morgen für zwanzig Mark?"

„Ist doch nur Dreck."

Salter war aufgesprungen und lief auf seinen kleinen Beinen umher.

„Das machen Sie nicht!"

„Gut, dann habe ich aber kein Geld!"

„Brauchen Sie gar nicht. Für was? Da sollen Sie sehen, was der Siegfried Salter für ein Mann ist. Was für ein Freund! Sie werden gehen zum Notar und werden geben zu Protokoll, daß Sie nicht verkaufen! Daß Sie aber mit Ihrem Bruder nicht wollen leben in Streitigkeiten und daß Sie verlangen, es soll geteilt werden. Es soll der Landmesser kommen und ziehen eine Grenze. Quer durch — das gehört dem Erbhofbauern, das andere dem Wenzel Untermann."

„Ist Blödsinn."

„Und dann werden wir beide gründen miteinander eine Gesellschaft. Wenzel Untermann & Co. Sie werden einzahlen das Moorland, ich werde Ihnen geben den Wechsel über fünftausend Mark. Lesen Sie keine Zeitung? Ödlandkultur! Reichszuschuß! Der Herr Erbhofbauer" — er betonte seine Worte höhnisch — „will ja auch anfangen, und deshalb will er Ihnen das Land abnehmen. Wenn er Ihnen schon fünftausend bietet —"

„Salter, alter Gauner, das geben Sie mir schriftlich?"

„Aber Herr Untermann! Ich komme mit zum Notar! Wir machen regelrechten Vertrag. Halb und halb, und — Sie werden natürlich hier der Leiter. Das heißt, ich gehe an, aber — ich will mit meinem Namen nicht hervortreten. Ich bin der Kompagnon. Noch besser, wir fahren zusammen nach Lüneburg und gehen da zum Notar. Braucht hier keiner zu wissen, was wir abmachen. Hier sind Sie der Chef. Hauptsache, daß Sie erst mal mit dem Erbhof auseinander sind. Gehen Sie gleich zum Notar und lassen Sie schreiben an den Dietrich Untermann, was Sie wollen. Ich habe draußen mein Auto, wir fahren nach Lüneburg!"

(Fortsetzung folgt)

Michael sucht seinen Sohn

Erzählung von Heinz Rusch

In der Nacht, als Michael Rode früher als sonst aufstand und nach der Magd rief, lag der Mond wie eine frische Schneehülle über den dunklen Höfen.

Als die Magd erschien, stand Michael mitten im Zimmer und hatte den Kopf über alle Dinge weg in die Ferne gehoben. Das war so seltsam an ihm, daß die Magd erschrocken an der Tür stehen blieb und Michael anstarrte, soweit das ihre schlaftrunkenen Augen zuließen. Dann redete Michael. Aber es waren nur ein paar Worte, die er sprach, und als die Magd erfuhr, daß der Bauer für kurze Zeit in die Stadt wolle, erwiderte sie nichts. Michael Rode vertraute ihr den Hof mit dem Vieh an, das war alles. Sie hatte nicht gefragt, warum er in die Stadt wolle, sie wußte, was er tat, war richtig und mußte sein. Vielleicht erriet sie schon aus seinem sonderbaren Wesen, daß diese Reise irgendwie mit dem Sohn zusammenhing, den Michael Rode verloren hatte und der in der Stadt war. Wo, wußte sie nicht. Sie wagte auch nicht, jemand danach zu fragen, so groß die Versuchung manchmal auch sein mochte.

*

In den ersten Morgenstunden fuhr Michael. Die Sonne war höher gekommen und überstrahlte plötzlich mit blitzendem Licht den Fluß, der sich an der Stadt vorbeiwand, und die Fenster der großen Fabriken, hinter denen Michael das Rattern und Fauchen der Arbeit hörte, einer anderen Arbeit, als er sie kannte, aber sie mußte wohl auch gut und nützlich sein, wenn man so hohe Häuser für sie erbaute.

Michael hatte schon viel von der Stadt gehört. Von Leuten, die auf seinen Hof kamen, war ihm das Leben hinter den Dörfern und Feldern zugetragen worden, in Sätzen, die er kaum verstand und deren fremdartige Bedeutung nur aus der Menge unbekannter Worte und Bilder, die sie in ihrem Gespräch anbrachten, zu erraten war. Nun war er selbst da und stand eine Weile wie betäubt vor dem Meer fremder Geräusche und Farben.

Er ging zunächst zur Polizei. Es war ihm, obwohl er noch nichts mit solchen Sachen zu tun gehabt hatte, nicht unbekannt, daß hier, in den großen Räumen mit dem Widerhall vieler Schritte, ein Ort der Zuflucht und Hilfe war. Er fragte also nach Heinrich Rode, der hier, in dieser Stadt, wohnen sollte. Aber der Name Heinrich Rode war nicht zu finden, der Mann, an den sich Michael gewandt hatte, teilte es ihm mit, und erst, als Michael sagte, daß dieser Heinrich Rode, den er suchte, sein Sohn sei, erbot man sich, telephonisch bei den verschiedenen Polizeiämtern der Stadt nachzufragen.

Michael mußte warten. Er tat es, ergeben auf der schmalen Holzbank sitzend, den derben Stock zwischen seinen Knien, wie einer, den ein besonderes Schicksal erwartet, etwas vorgebeugt, von Gedanken erfüllt, zwischen Furcht und atemloser Erwartung getrieben. So ungefähr, entsann er sich, war es auch an dem Tage gewesen, als sein Sohn Heinrich geboren wurde und die Frau welk und stöhnend in den Kissen lag. Ach, er hatte wohl selbst die Schuld daran, wenn Heinrich später vom Hof gegangen war, ohne ein Wort des Abschieds, als die Frau schon nicht mehr lebte und ihr Wille nicht mehr über dem Jungen war, kein Wort der Strenge oder des milden Vertrauens zwischen ihnen gesprochen wurde, keine Silbe mehr davon, daß es eine Ehre war, Bauer zu sein. Nach dem Tode der Frau hatte er, Michael Rode, mehr darauf geachtet, daß den Tieren zur rechten Zeit das Futter nichtfehlte und die Enten gut wurden, wenn die Stunde kam. So war, was dann geschah, kein Wunder mehr gewesen, und alles, was er an seiner Schuld litt, schien ihm nun die gerechte Strafe für den Gleichmut, den er einmal gezeigt hatte. Ja, die Schuld fraß weiter an Michael, und die Jahre, in denen er nichts von Heinrich gehört hatte, hatten ihn alt gemacht, obwohl es nicht soviel Jahre waren, wie man brauchte, um weißes Haar zu kriegen und einen gebeugten Rücken. Vor wenigen Tagen hatte er dann erfahren, wo Heinrich jetzt war. Und seitdem saß die Unruhe in ihm, er erzählte niemand davon, keiner Seele, er war ganz allein mit seinem Geheimnis geblieben, das er wie ein Kind hütete.

Das Geschwirr von Worten und summenden Lauten brach in diesem Augenblick ab. Der Mann kam vom Telephon zurück, aber seine Miene war bedauernd, und wenig später wußte Michael, daß in der ganzen Stadt kein Mensch lebte, der Heinrich Rode hieß.

*

Erst auf der Straße überfiel ihn die ganze Schwere dieser Nachricht. Er stand und ließ die Autos mit dumpfem, fremdartigem Gebrüll an sich vorüberrennen, das so ganz anders und weit drohender klang als das dunkle Brüllen der Tiere auf den Feldern, er wurde angestoßen, ärgerliche Stimmen erhoben sich, das Gelächter einer Frau war sekundenlang als ein blechernes Ton von unheimlicher Kälte vernehmbar. Was sollte er nur tun? Hatte man ihm alles vorgelogen, daß sein Sohn hier lebte, um ihn noch mehr auf die Folter zu spannen, denn man wußte ja nur zu gut im Dorf, wie sehr er litt und wie es um den Hof stand, wenn der Alte sich einmal hinlegte und starb.

Er verspürte plötzlich Hunger und trat in eine Wirtschaft in der Straße, wo er gerade ging, bestellte ein nahrhaftes Gericht und aß den Teller hastig leer. Der Kellner schmunzelte über den guten Appetit des alten Mannes in dem bäuerlichen Anzug und den derben Schuhen. Dann saß Michael Rode noch eine Weile am Tisch, umschwirrt von den Gesprächen der anderen Gäste, die ihn weder beachteten noch störten, so versunken war er in sein dumpfes Schweigen und die Ratlosigkeit, die ihn wie eine schwarze, erstickende Erdmasse bearub.

Die gleichtönende Luft des Raumes wurde in diesen Augenblicken von zwei Männerstimmen durchbrochen, von lauten Flüchen. Michael horchte auf. Er sah die Männer nur von weitem, große Gestalten, die sich unter der Wucht ihrer Worte hin und her bogen und drohend die Fäuste schüttelten. Der eine, der noch am Tische saß, schien es, war stiller und ließ während der ganzen Zeit die Wortflut des anderen mit grollendem Schweigen an sich vorübergehen. Jetzt hörte Michael wieder die Stimme des Mannes, der aufgerichtet dastand und mit der einen Hand die Stuhllehne umklammert hielt. Grölend schalt er auf den Sitzenden ein. Michael stand auf und ging einige Schritte auf die Streitenden zu. Jetzt konnte er sie deutlich sehen. Der eine, der eben sprach und aufrechtstand, war hager und schwarz, mit starren, drohenden Augen und schnellen, unbeherrschten Bewegungen. Der andere mochte ebenfalls groß sein; er saß, breit und schwer, am Tisch und strich sich ab und zu eine helle Haarsträhne aus der Stirn. Seine Bewegungen waren langsamer, schwerer. Seine Hände griffen manchmal tief und kräftig nach vorn über die Breite des Tisches, wie wenn der Mann, dem sie gehörten, einen Pflug vor sich herführen würde. Bei diesem Gedanken erstarrte Michael. Er hatte seinen Sohn erkannt. Eine Narbe an der linken Stirnseite verriet es. Sie leuchtete unter stumm beherrschtem Zorn wie Blut an der hellen Haut.

*

Wieder war es nun die kalte, heftige Stimme des Hageren, die jetzt zu Michael drang. „Was wolltest Du sein vor ein paar Jahren, als ich Dir helfen sollte? Einer mit einem Haufen Geld und Häusern und allem, worauf man rechnen kann, und nicht ein ganz gewöhnlicher Schwindler, mit einem falschen Namen, jawohl, ein Dreckbauer, ein..."

Die Stimme brach plötzlich ab, wie zu Eis erstarrt. Der eben noch am Tische saß, war jäh aufgesprungen und hatte den Stuhl mit einer Hand in die Luft geschwungen, bereit, ihn dem